Berlin.
Donnerstag 29. Oktober.

(Morgen-Ausgabe.)

National-Zeitung.

№ 505.
1857. — 10ter Jahrgang.

Abonnement f. Berlin: vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., für ganz Preußen 2 Thlr. 12½ Sgr.; für das übrige Deutschland 2 Thlr. 24½ Sgr.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten des In- u. Auslandes an: Berlin b. Exp. Französische Str. 51.
Inserate: die Petitzeile 2½ Sgr.

Inhalt.

Die Dänen in Schleswig. II.
Deutschland. Berlin: Die „N. Preuß. Ztg." über die heilige Allianz; Blokade des Kantonflusses. Kassel: Schwarzenberg †. Lenz: Kuno Fischer.
Großbritannien. London: Urtheile über die Sipoys; die orientalischen Nachrichten.
Türkei. Konstantinopel: Stellung Handelsstellung und die Donaufürstenthümer. Belgrad: Spaltung zwischen dem Fürsten und dem Senat.
Amerika. Newyork: die finanzielle Krisis; Anerkennung der Regierung in Nicaragua; Wahlen in Kansas.
Amtliche Nachrichten.
Berliner Nachrichten.

Die Dänen in Schleswig.

II.

Die Uebelthaten der Dänen im Herzogthume sind vielfältig beschrieben worden und viele Züge davon in die deutsche Presse und Bühnenwelt gelangt, und doch macht man sich in Deutschland wohl nur selten eine ausreichende Vorstellung von dem Umfang der schmählichsten Bedrückungen. Der Grund liegt darin, daß man sich in der Entfernung nicht leicht von der Voraussetzung losmachen kann, es werde doch in Schleswig wie in allen gesitteten Ländern eine Regierung bestehen, die, wenn auch hart, sich doch durch die einer jeden Regierung obliegenden Pflichten gebunden fühle, die lieber mild als grausam sein würde, wenn sie es nur unbeschadet ihrer Sicherheit sein könnte; und die endlich ihr Werk mit der Hoffnung eines vereinigten guten Erfolges treibe, und insofern eine gewisse vernünftige Rechtfertigung für sich habe. Es ist dies aber eine wiewohl natürliche, doch hier gänzlich unzutreffende Annahme. Es giebt in Schleswig keine Regierung im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern nur eine das Land überschwemmende, die öffentlichen Aemter an sich reißende dänische Volksmasse, und es gelten in der Verleihung und Verwaltung der Aemter gerade die entgegengesetzten Grundsätze wie anderswo. Sind anderwärts in der Regel die Landeskinder die geborenen Beamten, so ist in Schleswig im Gegentheil jeder Einheimische, der seine Abstammung nicht verleugnet, zu Aemtern unfähig oder verdächtig. Regieren sich andere Länder nach ihren eigenen Gesetzen und Formen, so schalten in Schleswig der Landeseinrichtungen ganz unkundige, über Nacht eingedrungene Fremde und verstümmeln und verdrehen die vorgefundenen Gesetze und Verhältnisse in jedem Augenblick nach Belieben, indem sie gar nicht daran denken, mit der Zeit zu geordneten Zuständen überzugehen, sondern im Gegentheil die Willkür verewigen wollen. Anderwärts gilt es für Lebenszweck der Völker, ihre Eigenart zu erhalten; den Schleswigern ist der Beruf zugesprochen, alles Angeborne zu verleugnen und zu vergessen.

Dagegen ist, wie alles Einheimische verpönt und verschrien, alles Dänische von selber als gut und löblich gerechtfertigt. Während vaterländische Gesinnung durch keine Tüchtigkeit des Charakters oder der Befähigung entschuldigt wird, ist jeder, der nur dänisch spricht oder mit den Dänen heulen will, ein Mann von Verdienst, der Anspruch auf Versorgung hat. Mit dem Nachweise der Fähigkeit zu Anstellungen wird es schon im Königreiche Dänemark ungleich gelinder genommen als in Deutschland; ganz offen plaudern aber die Dänen aus, daß sie die besseren Beamten und Geistlichen für sich selber brauchen und für die deutschen Provinzen nur den Kehricht erübrigen können. Es übersteigt den Glauben, was für unwürdiges Volk namentlich in den Pfarren untergebracht wird, das als Diener der Kirche gar nicht und nur als Wüthriche für die Einführung der dänischen Sprache in Betracht kommt und sich bei dem frommen Volke den erwähnten Fluchnamen erworben hat. Die Dänen rühmen sich selber, daß sie nach den Franzosen das leichtfertigste Volk in Europa seien; die Schleswiger halten sie in dieser Aussage nicht für Windbeutel, und mit aller Schroffheit begegnen sich die Lebensweise dieser sittenstrengen Norddeutschen und die ausfällige Liederlichkeit der Eindringlinge, unter denen immer die Geistlichen voran, einzelne Gegenden wie die Insel Alsen als Sitze der Trunksucht und Unzucht verrufen gemacht haben. Ueberhaupt aber giebt es keinen Fleck in Europa, wo mit allem obrigkeitlichen Wesen ein gleich nichtswürdiger Mißbrauch getrieben würde. Wollen in irgend einer Gemeinde die aus den Angesehensten erwählten Inhaber der Ehrenämter nicht mit dem eingeschobenen dänischen Vorstande zusammen dienen, weil sie aus Scheu vor realten und guten Einrichtungen sich keines Einbruches in dieselben mitschuldig machen wollen, so werden ihre Plätze sofort mit aufgegriffenem Gesindel ausgefüllt, das nun die ehrbaren Hausväter, unter denen es sich nicht blicken lassen darf, regiert, bestraft und besteuert. Der Habsucht der von der Regierung angestellten Beamten ist auf schmähliche Weise die Thür geöffnet durch die in unerhörter Ausdehnung betriebene Verhängung von Geldstrafen, von denen meistens der Angeber und der Richter einen Antheil bekommen, so daß eine Person letzteren Titels, deren festes Gehalt 1000 Mark Courant betrug, sich öffentlich rühmen konnte, durch Strafurtheile ihre Nebeneinkünfte auf 10,000 Mark zu bringen. Wie mannichfaltig das Aussaugen des Volkes betrieben wird, gehört in das Romanhafte; die Summe von allem ist, daß nicht bloß die unschuldigsten Personen, sondern ein ganzes durch häusliche und bürgerliche Tugenden ausgezeichnetes Volk unter Zustimmung der mächtigsten Regierungen des Erdtheils durch Menschen mißhandelt wird, die es jede Ursache hat zu verachten.

Es ist außer Zweifel, daß kein mächtigerer Staat als der dänische zu so abscheulichen Mitteln der Beherrschung seine Zuflucht nähme, indem er dazu keine Nöthigung sehen würde. Jedes zahlreichere Volk würde sich ein so kleines wie das schleswigsche durch Güte und Gewährenlassen verbinden, die Kraft der Dänen übersteigt es aber schlechthin, mit dem Herzogthum fertig zu werden, und das ist, von den groben Rechtsverletzungen abgesehen, das tief Unsittliche in dem diplomatischen Abkommen von 1852, daß das winzige Dänenvolk durch Ueberweisung einer unlösbaren Aufgabe wirrköpfig und gewissenlos gemacht worden ist. Die arme Insel Seeland — die fünf Mächte haben es sich selbst zuzuschreiben — ist zur Großmacht übergeschnappt, sie will, oder richtiger gesagt, sie weiß, daß sie erobern soll, was ihr selbst in lichten Augenblicken eine etwas starke Zumuthung zu sein scheint. Nehme man einmal an, daß die Dänen nicht blos in blinder Habgier, als ihr voriger König starb, die Hand nach dem Herzogthume ausgestreckt hätten, sondern mit dem, wenigstens bei Vielen ehrlichen Glauben, daß sie dasselbe ihrem Staate gründlich einzuverleiben und zu einem passenden Bestandtheil zu machen vermögend sein würden. Während des Krieges gestellen sie sich vielfach in der Behauptung, daß nur Holstein sich gegen sie empört habe, Schleswig aber bis auf eine kleine Anzahl von Verführern ihnen treu und zugethan geblieben sei. Besonders in Flensburg glaubten sie fest zu sitzen und es ist möglich, daß es ihnen eine Zeit lang Kraft gewesen ist, diese Stadt und andere Gegenden durch Fürsorge zu belehnen. Indessen erfolgte bald ein bezeichnender Umschlag in ihrer Auffassung. Mochte es sein, daß sie sich schnell überzeugten, daß ihrer Berechnung entgegen keine Stadt und keine Landschaft des Herzogthums ihren Einverleibungsplänen gutwillig anhängen würde, oder mochten sie, was beinahe wahrscheinlicher ist, in bunter Rachgier aufloderu, genug sie fingen das Land von einer Ecke zur andern mit demselben Grimme zu mißhandeln an. Was bedeutete dies aber in jedem Falle anders, als daß sie ihren Bericht auf die Hoffnung, mit den Schleswigern eine friedliche Staatsgemeinschaft herstellen zu können, bekannten, oder nennen sie etwa Die, welche sie als Unterjochte knechten, auch noch freundwillige Stammgenossen? Unternehme es wer will, einen Leitstern ihres Verhaltens zu ergründen und sie von der Anklage zu retten, daß sie nichts wissen und wollen als zwecklos Mißhandlungen üben. Gesetzt auch, daß sie, wie aber-

Königliche Schauspiele.

Erklärende Motive mag es allerdings geben, aber schwerlich einen triftigen und haltbaren Grund für die Praxis der Königlichen Bühne, wenn sie moderne Zugstücke erst dann bringt, nachdem dieselben längst auf einem kleineren Theater der Residenz gegeben worden. So hatten wir bereits vor einem halben Jahre bei einer ersten Aufführung in der Blumenstraße Gelegenheit über die heutige Novität des Gensdarmenmarktes zu sprechen, über „Die Biedermänner," Sittengemälde in vier Akten nach Les faux bons hommes von Th. Barrière und E. Capendu. Wir bemerkten damals schon, daß diese Komposition in einer noch entschiedeneren Weise als die Theater-Arbeiten von Alex Dumas Sohn von dem Scribe'schen Planschema, welches im Wesentlichen die ganze neuere Technik beherrschte, abweicht, um einer Methode Raum zu geben, bei der von einer Handlung im bisherigen und eigentlichen Sinne kaum mehr die Rede ist; daß jedoch trotzdem der Zuschauer von Anfang bis zu Ende in theilnehmender Stimmung erhalten wird. Das Stück gruppirt sich nämlich aus einer Reihe gesellschaftlicher Scenen zusammen, aus Situationsbildern des Alltagsverkehrs unter einer gewissen Zahl von Personen, die der Zufall in gegenseitige Umgangs-Beziehungen gebracht hat. An die Stelle der Handlung tritt ein Prinzip, das sich gleichsam als „Bewegung" im Allgemeinen bezeichnen läßt, als eine Bewegung der Interessen, durch welche sich die einzelnen Individuen scharf charakterisiren. Munter unterhaltend wogt das Spiel der Kleinen, dem Leben abgelauschten Absichten hin und her, sich kreuzend, sich bekämpfend, sich verbindend, wie es die gesellschaftliche Diplomatie erheischt, bis sich nach und nach das letzte Resultat ergiebt, der Sieg der braven Naturen über die sogenannten Biedermänner, jene zahllosen Leute, welche in der öffentlichen Meinung oft höchst respektabel dastehen, während sich ihr ganzes Thun und Lassen um die schäbigsten Motive dreht. Man kann dem Sittengemälde nicht gerade den Vorwurf einer Verleumdung der Gesellschaft machen und wenn in einzelnen Entwickelungen des Stückes Schroffheiten vorkommen, so rührt die Schuld daher, daß die Verfasser Vieles, was im Leben räumlich und zeitlich mehr aus einander liegt, in den engen Rahmen ihres Dramas zusammendrängten und daß sie eine ganze Menge Arten der Gattung „Biedermann" auf einem und demselben Boden vorführten, was allerdings etwas zu absichtlich und gezwungen erscheint. Es gehörte indeß immerhin eine geschickte Hand dazu, die Gesellschaftstreiben mit seinen Geringfügigkeiten so launig zu portraitiren und mit solcherlei kleinen Kombinationen einen ganzen Theaterabend auszufüllen, ohne zu langweilen.

In der Darstellung herrschte noch nicht der Ton einer vollendeten Durchbildung; das Spiel hatte zuweilen einen zu oberflächlichen, zuweilen einen zu unwirschen Charakter, so daß manche feine Wendung völlig verloren ging. Die glücklichsten Masken trugen die Herren Kaiser und Hill; besonders überraschte ersterer als „Bertillac" durch eine höchst originelle Figur von grotesktem Anstrich, die er mit trefflicher Lebenswahrheit durchführte. Herr Döring gab die Hauptrolle des „Péronet" in einer ebenfalls charakteristisch gewählten und ansprechenden Individualität, mit großer Frische, Bestimmtheit und Laune, wie immer, nur dann und wann etwas zu grell und ausgelassen, um den ehrbaren Schein bei so zweideutigen Machinationen, wie sie Péponet im Schilde führt, täuschend aufrecht zu erhalten. Bei den Herren von Lavallade (Bassecourt) und Baumeister (Dufours) andererseits machte sich häufig die Absicht der Heuchelei zu deutlich bemerkbar, obwohl sonst das Grundwesen ihrer Gestalten dem Verlangen der Aufgabe genügte. In der Rolle des Malers „Théonest" war Herr Liedtke ganz an seinem Platze und man empfand den Gegensatz dieses gesunden und wackern Charakters mit wohlthätigem Behagen. Wir glauben jedoch, daß es für die Entwicklung des Stückes vortheilhaft gewesen wäre, wenn der Künstler sich gleichsam noch breiter oder mächtiger entfaltet und mit bedeutsamerem Ausdruck in den Vordergrund gestellt hätte. Herr Karlowa muß sich als „Delcroix" sehr in Acht nehmen, um in den Szenen seiner Intrigue nicht durch allzu forcirte Hast über die Wahrscheinlichkeit hinauszuspringen. Ziemlich schwach waren die beiden jungen Damen und wenn die letzte Phase zwischen „Théonest" und „Eugenie" zu sehr aus dem blauen Himmel herabzufallen schien, so lag die Schuld an Fräul. A. Taglioni, die in ihre eingelernte Partie einige sehr nothwendige Motivirungen aufzunehmen vergessen hatte.

T.

Musik.

Das zweite Konzert der Signora Fiorentini, wie der Herren Bottesini und Brüder Wieniawsky hatte am Dienstag die Räume des Kroll'schen Lokals sehr ansehnlich gefüllt. Diese Aufführungen weichen nach mehreren Seiten hin von der herkömmlichen Konzertpraxis völlig ab und übertragen zwei der wichtigsten Grundsätze der modernen National-Oekonomie auf das musikalische Bereich, die nämlich von der Assoziation der Kräfte und der Billigkeit des Angebots. In dem Wesen des Virtuosenthums liegt von Haus aus etwas Ausschließendes. Bravour-Sänger und Spieler sind im Allgemeinen der Verbindung mit ihresgleichen ebenso wenig geneigt, wie schöne, kokette Frauen, die sich daran gewöhnt haben, den einzigen Mittelpunkt der Huldigungen zu bilden. Beide verlangen unbeschränkte Alleinherrschaft und betrachten alles, was nicht von ihnen ausgeht, sich nicht auf sie bezieht, nur als Folie ihrer Triumphe. Im Kroll'schen Saal bietet sich aber jetzt das interessante Schauspiel, daß vier Virtuosen, unter denen einige ersten Ranges sind, mit und neben einander friedlich ihre Kunst üben. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Concerte liegt in den unerhört geringen Eintrittspreisen, die den Cours der übrigen musikalischen Werthpapiere ebenso herab zu drücken drohen, wie die amerikanische Geldkrisis den der Eisenbahn- und Kreditaktien. Für die Virtuosen scheint wenigstens der Berliner Markt künftig verdorben, denn wer wird noch Lust haben, ihre Theaterkonzerte zu besuchen, nachdem ihm hier das Drei- und Viersache für das halbe Geld geboten wurde.

Der Tell-Ouvertüre, die, vom Kroll'schen Orchester korrekt und lebendig gespielt, den Abend eröffnete, folgte die Ausführung des Mendelssohn'schen Klavierkonzerts in G-moll durch Herrn Joseph Wieniawsky. Der Spieler besitzt bedeutende Kraft und Fertigkeit, so wie eine gewisse Energie im Ausdruck, er entspricht indessen nicht den Anforderungen, welche wir heutzutage an einen Klavier-Virtuosen ohne Furcht und Tadel zu machen gewohnt sind. Seinem Anschlag fehlt es an Elastizität, den Passagen an Klarheit und der melodischen Behandlung an Reiz und Anmuth. Er braucht viel zu häufig das Pedal und die stärksten Accente sind ihm die liebsten. In der Casta Diva vermochte Signora Fiorentini den Glanz ihrer Stimme nicht so zu umflören, wie es der Charakter des Stückes verlangt. Sie überschüttete uns mit üppigem Wohllaute, aber die rechte Seele und Innigkeit ging ihrem Vortrag ab. Das Duett, zu welchem sich weiterhin die beiden Meister auf der gewöhnlichen und auf der Baßgeige vereinigten, hatten wir schon am Donnerstag gehört. Trotz aller Konkurrenz blieb auch dieses Mal wieder Bottesini's Kontrabaß der Held des Abends und der erklärte Liebling des Publikums. Wer hätte je dem athletischen Instrument so viel Grazie und Liebenswürdigkeit zugetraut. Höher noch als die eminente Virtuosität des Spielers schätzen wir die echt künstlerische Bildung, die sich überall in der Weise der Auffassung des Vortrags offenbart. Sein Kontrabaß ist nur mit 3 Saiten bezogen, die im contra H, im großen E und im großen A stehen.

Nach dem ersten Theil des Concerts brachen wir zu einer musikalischen Expedition an das äußerste Ende der Königsstadt auf. Ein russischer Komponist, Herr Lazareff, wollte dort einige Theile aus seinem Oratorium „Das Weltgericht" mit Hilfe der Sing-Akademie Fortuni einem geladenen Auditorium zur Prüfung vorlegen. Als wir indessen am Bestimmungsort ankamen, hatte sich das Concert bereits in eine Gesellschaft verwandelt. Entweder war das musikalische Pensum bereits absolvirt oder durch das Ausbleiben der Sängerin das Programm umgestoßen, kurz, wir fanden keine Gelegenheit, von unserem kritischen Handwerkszeug irgend welchen Gebrauch zu machen.

—t.